

Das Nannerl und die Kaiserin

Autor(en): **Hein, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Nannerl und die Kaiserin

Wolfgang Amadeus Mozart hatte eine Schwester, das Nannerl genannt, die, freilich schon fünf Jahre älter als er, ähnliche Wunderdinge auf dem Klavier vollbrachte wie er. Zeit lebens hat Mozart seiner Schwester Marianne eine über das rein Geschwisterliche hinaus herzliche Zuneigung bewahrt. Die Wunderkindjahre, in deren Ruhm sich Bruder und Schwester neidlos teilten, waren zwar von lautem Ruhm und Reklameschreien begleitet, für die Kinder brachten sie hinter den Kulissen ihres glanzvollen Auftretens als kleine Klaviervirtuosen manche Drangsal und Krankheit, manche einsam verweinte Stunde und immer wieder das Gefühl, die eigentlichen Spiele und Freuden der Jugend dranzugeben. Da mußte Nannerl ihr Brüderl oft streicheln und trösten und gut zureden, doch nicht müde zu werden im „Kunststückelvorführen“ auf dem Klavier. Der Salzburger Hofkapellmeister Leopold Mozart, Wolfgangs und Nannerls ehrgeiziger Vater, gönnte den Kindern nur wenig Ruhe. Vier Jahre lang, die unwiderbringlich schönsten der Jugendzeit besonders für Wolfgang, der erst sechs Jahre zählte, reiste Leopold Mozart mit seinen Kindern von Residenz zu Residenz — durch halb Europa: München, Wien, Paris, London, Amsterdam, um nur die wichtigsten Etappen dieser Konzertreisen zu nennen, lagen an diesem mühselig mit der Postkutsche zurückgelegten und von vielen alltäglichen Mißlichkeiten begleiteten Triumphwege der Wunderkinder.

Einen der schönsten Ruhmestage erlebten Wolfgang und Marianne Mozart am Hof der Kaiserin Maria Theresia, die bald nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1763 die Mozartkinder nach Wien kommen ließ, um deren schon allerwärts gerühmtes Klavierspiel zu hören. Nannerl freute sich sehr darauf, die Kaiserin zu sehen.

So traf eines Tages ein dick versiegelter Brief der hochmögenden k. u. k. Hofkanzlei zu Wien ein. Darin teilte ein Herr Hofrat „von und zu Wasweißichnoch“ — wie sollte man sich den Kauderwelschnamen mit all seinen „barruckten“ Titeln merken — dem p. p. Leopold Mozart, erzbischöflichem Hofkapellmeister zu Salzburg, huldvollst

mit, daß „Ihre apostolische Majestät die Kaiserin und Königin Maria Theresia nebst k. u. k. Hoheiten Familie die Gnade zu haben geruhen und geneigtest willens sind, ein Concerto der beiden Kinder des genannten Mozart bei Gelegenheit eines bald zu unternehmenden Besuches der Stadt Wien durch besagten Empfänger dieses Briefes gnädiglich anzuhören.“

„Dös versteh, wer will,“ sagte Nannerl, als der Vater den schraubigen Brief vorlas, „aber die Hauptsach' is, wir fahr'n endlich!“

„Wir fahren!“ lachte der Vater, ergriff das Nannerl unter den Schultern und schwang es im Kreis, daß die kleine Schleppe ihres zimtroten Schlanders nur so flog.

Die Mutter aber eilte sofort zur Jungfer Donnerbeil, der Schneiderin. Die Donnerbeilin erschien mit der Schere in der Hand und dem Metermaß um den Hals, mit hundert Nadeln zwischen den Lippen und an dem Busenlag, eine dicke Rolle prächtigen Atlasstoffes unterm Arm.

„Himmelblau — meine Lieblingsfarbe,“ jubelte Nannerl.

„Die feinste Silberstickerei, die Sie hat, Jungfer Donnerbeilin, gehört auf dies himmelblaue Kleid. Denn Nannerl wird vor der Kaiserin spielen!“

„Klavier spüll'n vor der Marie Theres' selbdero?“ Die dicke Donnerbeilin versuchte einen Hoffnix vor Nannerl zu machen, die vor ihr auf dem Tisch stand und sich zu ihr lachend neigte wie eine leibhaftige Märchenprinzessin.

„Gala-Keisrock?“ fragte noch immer in Ehrfurcht ersterbend die Donnerbeilin die Mutter.

„Natürli, natürli, Donnerbeilin, wo denken's hin? Unser Madel darf doch net allzu sehr abstechen vor den Erzherzoginnen!“

„Na, na — dös derfs sei nicht. Wenn die Kaiserin fragt, Nannerl, wenn die Marie Theres' fragt, nu sag omal, mei Nannerl, wer hat dir dein Prachtgewandl gefertigt, möchte selbiges o hoam fürs kleinste Erzherzogindl — do sagst, die Donnerbeilin aus der Getreidegassen Numero 12 a. Hörst? Nannerl versprach alles. Sie war selig. Sie würde die Kaiserin sehen.

Endlich — am 18. September — war der Ab-



Auf dem Hafendamm

Nach dem Gemälde von H. Hellhoff

reisefrag da. Mit einem glockenförmigen, über und über in kleine Falten gelegten Radmäntelchen angetan, bestieg Mannerl als erste die Postkutschke — und zwar oben beim Herrn „Schwager“, beim Postillion auf dem Kutschbock. Wupp dich — da saß sie auch schon neben dem fröhlich grinsenden Postillion mit seinem lackierten Lederzylinder, mit seinem roten Frack und seinen gelben Hosen. „Jüngferchen, Sie ist mir eine liebe Gesellschaft!“ sagte der Postillion. Mannerl lachte. Undes hatte die Mutter den Herrn Vater mit dem Wolferl und der ganzen Bagasch von Gepäck drinnen im Postwagen verstaft. Der Postillion blies

ins Horn. Das war das letzte Signal zum Losreisen.

Drei Wochen hatte die Postkutschenreise von Salzburg nach Wien gedauert. Und für den 13. Oktober 1763 waren die Wunderkinder nach Schönbrunn zum Konzert befohlen. Vorher aber mußten sie jeden Nachmittag und jeden Abend bei einem andern vornehmen Herrn oder einer adligen Dame am Klavier ihre immer wieder bewunderte Kunst zeigen. Denn seit es in den Hoffreisen bekannt war, daß die Kaiserin selbst die ungewöhnlichen Talente der Mozartischen bewunderte, von denen die Erzherzogin Christine, die das

Kannerl schon vor zwei Jahren bei einem Klavierkonzert der Wunderkinder in der erzbischöflichen Residenz zu Salzburg kennengelernt und liebgewonnen hatte, und der Graf Balffy, der sie auch in Salzburg gehört hatte, so schwärmten, da gehörte es sich ganz einfach, die kleinen Virtuosen bei sich einzuladen.

Um auch mit Kannerl, die immerhin schon elf Jahre zählte, noch Wunderkind-Furore zu machen, hatte der Herr Vater befohlen, sie müsse, nach dem Alter befragt, sagen: „Zehn gerade ungefähr!“ Das gefiel ihr nun gar nicht. Aber was sollte sie tun? Dem Vater mußte man gehorchen. Und wenn's ihm mehr Geld bringt, warum denn net? Oh, 's Kannerl hat spitze Augen! War ihr net entgangen, wie der Herr Vatter sich vor der Abreis' mit dem Hausherrn, dem Lozenz Hagenauer, bereden tät: Woher 's Geld nehmen für die Wiener Fahrt? Und wie ihm der Hausherr hat zug'steckt ein Lederbeutelchen voller Goldstücke! Natürli nur „borgt“ hatte der Herr Vatter geflüstert und der Hagenauer hat 'nickt. Und nu wartet natürli der Hagenauer aufs Zurückgeben von dö's vülle Gld! Und da muß man schon halt a bissel jünger und dümmer tun wie man is, wenn's dadurch eher ein'bracht is. Denn is a Hex, so von Saloon zu Saloon 'numg'reicht z'werden.

So wirbelten die Gedanken in Kannerls Hirn nachts vor dem Einschlafen in dem kleinen Gasthofkammerle; der Vater schlief mit dem Wolferl nebenan in einer geräumigen Stube. Zu Kannerls Kammerfensterchen aber schaute geradezu der „Steffel“ hinein, der hohe, hohe Turm des Stefansdoms, der gleich von unten an immer schmaler und spitzer wird bis zum fingerdünn erscheinenden Kreuzel hochdrauf. In den Stefansdom hatte sich Kannerl schon ganz allein einmal hineingestohlen. Als der Lakai die Einladung nach Schönbrunn brachte, da hatte sie's doch ein wenig mit der Angst gekriegt, ob sie vor der Kaiserin nicht doch das Lampenfieber bekommen würde. Und da war sie in den Dom hineingestolpert durch das Riesenportal, sein gotisches Hochgewölbe umschloß sie wie Himmelswände, vor einer wunderbar sich neigenden Madonna, die so süß mit ihrem Kindl spielte, fiel sie in die Knie und sprach ihr Stoßgebetl:

„Lieb's Mariele! Wo i doch g'tauft bin auf

dei Nam' und deiner liaben Mutter Anna, so hilf mir schön brav sein und dem Vater das Geld zuruck hol'n, das er hat borg'n müssen. Und wenn i schon schlecht spüllen tät, so die Kaiserin vielleicht gar zu fürnehm tut und mi verirritiert, dann sorg halt dafür, daß die Marie Theres' nicht hinhört, wenn i daneben hau. Schau, i hab's net leicht mit dem Wolferl. Der kann's besser, i weiß, i weiß. Braucht koaner mir zu sagen. Is halt aan Schenieh. Aber i? Oh, i armes Hascherl. Möcht viel lieber mit andern Kinderln loslaufen, hab' nix von. Gab gern all mei Kleideln her, die feinen, für meinen braunen Schlander, möcht — ja, was möcht i? Man gutts Fraule möcht i werdn, in der Kuchel werkeln und zu den Kinderln gutt sein. Dös möcht i! Aber der Herr Vatter sagt: Üben! Üben! Üben! Kannerl, vernachlässige nicht dein Talent! Liabs Mariele! Du wirst ja wissen, warum mir der Herrgott dies Talent gab. Heißt's halt üben. Und weil i 'übt hab aana schöne lange Zeit, so laß mi nun nicht im Stich. Die Fingerl werden's scho können, wenn du den Herrgott für mi bittst: Das Kannerl, was die Maria Anna Walburga Mozartin is, elf Jahre alt, wenn sie auch aan Lug' machen muß und „Zehn gerade ungefähr“ sagen soll, das Kannerl soll vor der Kaiserin Marie Theres' Klavier spüll'n — mach ihre Fingerl fein ruhig und hüpfig, daß sie all die Etüden und Sonaten sauber praktizieren tät.“

*

Die Kaiserin, blond, schön, und von hoher würdiger Gestalt, — aber wie gut leuchteten ihre blauen großen Augen — saß in weißen Atlas und goldnen Brokat gewandet auf einem güldnen Stuhl in einem von hundert Lichtern strahlenden Spiegelsaal. Neben ihr ein etwas dicklicher freundlicher Mann mit großer spanischer Perücke. Das war ihr Herr Gemahl, der Kaiser Franz. Und reihauf, reihab ein hübsches Duzend Erzherzoginnen und Erzherzöge, ganz große schon und dann noch kleine, die mit Kannerl gleichaltrig oder noch jünger waren.

Da saß auch die Christin! Grüß Gott, Christin! sagte Kannerl, aber nicht laut, als sie in ihrem himmelblauen Reifrock den Musiksaal zu Schönbrunn betrat, in dessen Mitte ein mächtig großer Flügel stand. Die Erzherzogin Christine nickte und flüsterte der Kaiserin etwas zu. Muß

etwas Liebes gewesen sein, denn die Kaiserin lächelte und winkte dem Mannerl. So wie sie's mit der Dienstmagd ihrer Mutter, der Thressl, daheim geübt hatte, schritt Mannerl auf die Kaiserin zu. Aber wie soll man von solch trampetem Ruchelmensch wie die Thressl lernen, über Hofparkett zu schreiten?

Da waren neben der kaiserlichen Familie auch noch soviel andre hochedle Damen und Herren, die ganzen Wände rundum voll, und wenn sie sich spiegelten, nahm das viel Gemenscher überhaupt kein End', — ach, nein, da ging man lieber nicht mit gespreizten Steckschritten, sondern einfach so wie die Fußerln wollten. Schien der Kaiserin auch zu gefallen.

„Die Hand küssen!“ zischte der Vater, der hinter ihr schritt, den Wolfserl an der Hand.

Da reichte die Marie Theres' — schön sieht sie aus, gar net so streng wie auf den Bildern, die in den Salzburger Gasthofstub'n häng'n! — dem Mannerl wahrhaftig die Hand. Ja, sie macht noch mehr. Sie zieht das Mannerl ganz dicht zu sich heran, nimmt den blonden Lockenkopf des Mannerls an ihre Brust und streichelt ihn. Und was sagt sie: „Armes Köpferl. Mußt soviel Notenköpferln behalten!“ O gab das ein Gelächter, als die Kaiserin dies sagte. So ein fein abgetöntes natürlich, so wie es sich bei Hofe geziemt. Nur der Kaiser Franz, der lachte ganz ungezwungen, gerade so wie der Postillion auf dem Rutschbock, wenn ihm was Drolliges am Wege begegnete: ein Igel, der mit einer Schlange kämpfte, oder eine halb städtisch angezogene Spreizen von Bauersfrau. So lachte der Kaiser Franz und sein Ältester, der Erzherzog Josef, der stimmte mit ein.

In diesem Augenblick riß sich der Wolfserl von des Vaters Hand, er war wohl eifersüchtig, daß man sich mehr um Mannerl kümmerte, und sprang der Erzherzogin Christine gerad' in den Schoß. Schlang die Arme um ihren Hals und busselte sie und sagte: „Da bin i wieder.“

„Bist aber net viel größer g'worden!“ lachte die Christin. „Willst wohl ewig ein Wunderkind bleiben.“

„Ist wirklich erst sechs Jahre,“ beteuerte der Vater, als hätte er Angst, man könnte daran zweifeln.

„Und wie alt bist du, Mannerl?“ fragte die

Kaiserin. Mannerl schrak zusammen. O heilige Mutter Gottes aus dem Stefansdom, hilf mir jetzt! Darf man eine Kaiserin belügen? Na, dösders ma net! Herr Vatter, verzeih deinem ungehorsamen Kind. „Elf Jahr, Thro Majestät!“ sagte Mannerl und sah tapfer drein, weil sie keine Lüge fertig bekam.

„Nun — schau her, wie mein' Karolin'. Die spielt auch Klavier. Werden mal sehen, wer's besser macht!“

Die kleine Erzherzogin Karoline versteckte sich hinter Christine, der größeren Schwester: „I mag net!“ Hör einer an, spricht genau so liab und traut wie unsereins. Auch die Kaiserin spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Aane liabe Famili, aane sehr viel liabe — die kaiserliche.

„Warum denn net?“ lachte die Kaiserin und guckte mit ihren großen blauen Augen ihren Mann, den guten Franzel, verliebt an. „Nu gerad!“ Der Herr Vater der Erzherzogin, der Kaiser, nickte: „Ja, ja, da gibt's fei nix!“ Die Kaiserin aber sagte noch: „Und meine Marie Antoinette ist ungefähr so alt wie der Mozart-Wolferl. Die spielen auch z'sammen.“

So geschah's. Zuerst spielte das Mannerl. Oh, wie die Finger dahinfliegen, das war schon eine Lust! Aber was gaben auch die Tasten nach an diesem zauberhaften Flügel. Das klang und sang aus den Saiten wie Himmelsgetö'n. Das machte Lust, Triller und Passagen loszulassen.

„Bravo, bravissimo!“ sagte der Kaiser Franz. Die Kaiserin klatschte in die Hände: „Das ist ja eine kleine Meisterin!“ Und alle machten's mit.

Die Erzherzogin Karoline aber hatte Tränen in den Augen, als sie nun losspielen sollte. Doch einem strengen Blick ihres Vaters gehorchte sie. Zag zirpte sie los. Da flüsterte Mannerl leise: „Hab' ka Angst, Kaiserli Hoheit! Du brauchst das ja net. Dei Vatter hat eh Geld genug!“ Und da lachte die Karolin' und spielte gleich besser. Als sie endete, klatschte Mannerl in die Hände, „Bravo! Bravissimo!“ Die Karolin' umarmte das Mannerl. Der ganze Hof geriet darüber in französisches Geflüster.

Jetzt der Wolfserl! Weg waren aller Blicke und Gedanken, die noch eben Mannerl gehört hatten, ausgelöscht war sie, kaum daß der Bruder, dies Büberl, feck und kühn die ersten Töne anschlug.

Atemlose Stille herrschte. Der Kaiser und die Kaiserin ließen kein Auge vom Wolferl. Jener Herr vom Hofe, der dem Vater Mozart vorhin als Hofkompositeur Wagenseil vorgestellt wurde, wendete dem Wolferl die Noten um und nickte immer anerkennender. Denn Wolferl spielte ein schwieriges Konzert von eben diesem Wagenseil. Jetzt riß der Wagenseil den Mund auf, ganz weit auf! Sah zu Vater Mozart hinüber. Der zuckte halb unterwürdig, halb: da kann man nix machen — die Achseln. Denn Wolferl komponierte dem Wagenseil'schen Konzert noch Etliches zu, triolte und fauste die Tastatur auf und nieder. Tanzte mit seinen kleinen Fingern durch alle Oktaven fast gleichzeitig.

Kannerl nahm die Hand der neben ihr sitzenden kleinen Erzherzogin Karoline: „Siehst, was i selber auch für aan Hascherl bin, aan ganz winzig's!“ Die Karolin' lächelte: „Hab di sehr lieb, Kannerl!“

Die Christin' aber, die schaute nur zum Wolferl hinüber. Die hatte 's Kannerl ganz vergessen. Wie der Lausub spielt. Gleich einem ganzen Orchester jubelt das Finale, dessen Noten der aus dem Kopfschütteln nicht herauskommende Herr Wagenseil vergebens auf dem Notenblatt suchte.

Dann mußten Kannerl und Wolferl vierhändig spielen. Denn die Marie Antoinette hatte bloß drei Töne angeschlagen: c d e und war dann davon gelaufen. Nein, nach dem Wolferl wollte sie sich doch nicht blamieren. Das kann man ver stehen.

Beim Vierhändigspiel, das die beiden Mozartkinder als die ersten in der Musikwelt auf einem, nicht auf zwei Klavieren ausführten, erinnerten sich die Hofleute wieder, daß auch ein Kannerl noch da war. Die Kaiserin sah wieder auch sie lieb an. Der Kaiser aber lächelte spitzbübisch vor sich hin und flüsterte jetzt Vater Mozart etwas ins Ohr. Der Beifall galt verdientermaßen auch dem Kannerl, als das vierhändige Spiel endete. Der Kaiser streichelte ihr sogar übers Haar, dann aber sagte er zum Herrn Vater: „Wird er das können?“ Vater Mozart nickte. Der Kaiser Franz bat eine Hofdame um ihren Schal. Es war ein kostbares türkisches Gewebe. Den Schal nun breitete er über alle Tasten des Klaviers. Zwei La-

kaien mußten die Enden festhalten, daß der Schal nicht wegrutschte. Und nun sollte der Wolferl spielen.

Wolferl lachte. Und sein Gesicht sah in diesem Augenblick zwerfalt und gnomenweise aus, so reif fühlte er sich und war von seiner Kunst durchdrungen. Natürlich spielte er die ihm aufgegebenen und schwierigen Etude von Adlgasser fehlerlos auch auf der verdeckten Tastatur.

Der Kaiser staunte. Doch er machte gern Faxen, der Herr Kaiser. Und die Marie Theres' lachte von Herzen dazu. Der Wolferl habe das Marie Antoinette, die vorhin mit einem Finger c d e spielte, doch nicht übertrumpfen können, meinte der Kaiser. Alle sahen erstaunt den Kaiser an wegen dieser Behauptung. Die Kaiserin drohte: „Aber solch' Faxen!“ Die kleine Marie Antoinette, die wieder in den Musiksaal hereingeschlichen war, lief zur Mutter: „Der Herr Vater lacht mi aus!“

„Warum net gar,“ meinte der Kaiser. Hätte Wolferl nicht mit zehn Fingern gespielt? Na also. Und mit zehn Fingern kann man natürlich zehnmal besser spielen als mit einem. O wie pflichtschuldigst lachte da die ganze Hofschranzerei. War aber auch wirklich ein vergnüglicher Herr, der Herr Vater von der lieben Karolin' und der ganz verschuckelten Marie Antoinette.

Der Wolferl also soll seine virtuose Überlegenheit beweisen, indem er auch wie's Antoinette mit einem Finger spielt.

Schon war Wolferl auf den Klaviersessel gesprungen. Schon legte er los. Tatütamtan trarabimbim — das klang und sang auch aus dem einen kleinen Wolferl-Finger heraus. War nix zu machen! Der Kaiser hielt die Nase dicht über Wolferls Hand. Der Bub hexte aus einem Finger ein Herumspringen heraus, daß es bestimmt klang, als wenn der Herr Kaiser mit zehn Fingern spielte. Der Kaiser schlug solange den Takt dazu, bis die Kaiserin ganz besorgte Augen machte und die Hand hob: „Genug jetzt, Franz! Das Buberl sieht schon käsebleich aus!“

Kannerl sprang herbei. Aus Wolferls zwerfalt verwandeltem Gesicht war wirklich alle Farbe gewichen. Er japste nach Atem. „Kannst net g'nug kriagn!“ schalt Kannerl leise. „Wenn dös die Mutter wüßt!“ Eine der Hofdamen hielt Wolferl

ihr Nieschläfchen unter die Nase. Da kam er wieder zu sich.

Vater Mozart hatte das Schwachwerden Wolfgang gar nicht bemerkt. Er nahm mit triumphierender Miene die Glückwünsche des Kaisers und der Kaiserin, der Erzherzöge und Erzherzoginnen, der Fürsten und Gräfinnen und all der feinen Leute entgegen, die im Grunde gar nichts davon wissen, wie es solch kleinen Wunderkindern zu Mute ist. Daß sie, wenn's Bewundern vorbei ist, so einen schalen Geschmack auf der Zunge ha-

ben und eine böse Leere im Herzen spüren, weil man sie, ohne daß sie es jetzt schon klar fühlten, um etwas Unerseßliches betrog:

Um das fröhliche Sichausleben der Kinderzeit. Rannerl führte mit schon ganz mütterlichem Gesicht ihren erschöpften kleinen Bruder in einen Winkel des Brunnensaales. Mit einem todtraurigen Blick sah er seine Schwester an. Rannerl aber lächelte tapfer: „Es ist schon gut. Schau her, die Kaiserin winkt uns! — Wir müssen hin zu ihr. Mach ein Lachtrazerl und komm!“ Alfred Hein.



Die
größte
Amerikanerin

Zwar nicht etwa an Statur, sie war eher klein und gebrechlich, aber dafür von überragender Größe an Selbstaufopferung und Menschenliebe. Beim Donner der Kanonen, im blutigsten Schlachtgetümmel, bei Tag und bei Nacht ging die kleine Frau unter den Soldaten umher, tröstend, erquickend, helfend wie ein von Gott gesandter Bote, weshalb sie von den Soldaten der Engel des Schlachtfeldes genannt wurde. Wer war denn dieser weibliche Engel? Man fragte einst den amerikanischen Senator Hoar, welches der größte Mensch der U. S. A. sei. Ohne Zögern antwortete er — Miß Clara Barton —. In der Tat war ihr ganzes Leben das verwirklichte Ideal des praktischen Christentums. Zur Feier ihres 90. Geburtstages an Weihnachten 1911 vereinigte sich die ganze zivilisierte Welt, um der großen Philantropin ihre Achtung und Dankbarkeit zu bezeugen.

Clara Barton, geboren als Weihnachtskind im Jahre

1821 zu Orford (Mass.), erbte vom Vater ein ansehnliches Vermögen, das ihr erlaubt hätte, ein unabhängiges Leben zu führen. Aber anstatt dasselbe so angenehm und bequem als möglich zu gestalten, gründete sie in ganz jungen Jahren eine freie Schule in einer der verrufensten Straßen einer amerikanischen Stadt. Aus den sechs anfänglichen Schülern wurden deren 600 im Laufe des Jahres. Als erste Frau fand sie nach einigen Jahren Aufnahme in den amerikanischen Staatsdienst, wo sie wiederum ganze Arbeit leistete. Aber als im Jahr 1861 wegen der Sklavenbefreiung der Bürgerkrieg zwischen den Nord- und Südstaaten ausbrach, meldete sie sich sofort zum Krankendienst in der Armee. Von einem Freunde über ihre erste Tätigkeit als Armeekrankenschwester befragt, da sie ja als schwächliche Frau solcher Arbeit ganz ungewohnt gewesen sein müsse, antwortete Clara Barton bescheiden: „Man muß sich selbst ganz vergessen; das ist der einzige Weg, und Gott gibt dann die Kraft, das scheinbar Unmögliche zu vollbringen.“ Sie ließ sich nie für ihre Dienste belohnen oder auch nur entschädigen, im Gegenteil, sie legte nahezu eine halbe Million Dollar in das große Hilfswerk des amerikanischen Roten Kreuzes in Kriegs- und Friedenszeiten. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 half sie der Großherzogin von Baden in der Vorbereitung der Militärspitäler, leistete Dienste auf dem Schlachtfelde, dann in Straßburg und während der Commune in Paris. Dafür erhielt sie das goldene Kreuz von Baden und das deutsche eiserne Kreuz. Nach einem körperlichen Zusammenbruch nach dem Kriege bemühte sie sich um die Gründung des amerikanischen Roten Kreuzes, was ihr nach harten Hindernissen im Jahre 1881 gelang. Während mehr als 20 Jahren stand sie dieser Institution als nimmermüde Präsidentin vor. Auf ihren Vorschlag hin wurden im Jahre 1884 die Statuten des internationalen Roten Kreuzes in Genf in dem Sinne ergänzt, daß dieses nicht nur Kriegsoffern Hilfe bringen sollte, sondern in Friedenszeiten auch den Opfern von Naturkatastrophen, von Hungersnöten und verheerenden Krankheiten. Persönlich half sie in der russischen Hungersnot des Jahres 1892, leitete den Hilfsdienst für die grausam verfolgten Armenier im Jahre 1896, ging im Auftrage des Präsidenten der Union 1898 nach Cuba und bewirkte eine menschlichere Behandlung in den dortigen